Opferzeremonie bilden den wichtigsten Unterhaltungsstoff im Männerklub. An den Wänden der Versammlungshütte hängen zu Dutzenden die geschnitzten Masken der gefürchteten Nats, bemalte Fratzen primitivster Art.

Im allgemeinen werden die zu den Opfern benötigten Schädel durch Ueberfälle auf Nachbardörfer und -stämme beschafft. Auf Bambusstangen aufgespießt „zieren" die Totenköpfe den Platz vor dem Männerhaus, und über den grausigen Trophäen männlichen Mutes thront die Maske desjenigen Nats, dem die Schädel geweiht werden.

Mißlingt eine Kopfjagd auf fremdem Gebiet, so müssen die Mädchen des eigenen Stammes als Lückenbüßer eintreten. Jeder einflußreiche Naga, vor allem die fast unumschränkten Stammältesten halten sich zu diesem Zweck einen förmlichen „Mädchenzwinger" in dem die unglücklichen Opfer des Dämonenkults eingepfercht werden. Hält die Versammlung im Männerhaus ein Mädchenopfer für notwendig, vielleicht weil der Reis auf dem einen oder anderen Feld nicht gut genug steht, so wird eine der Zwingerinsassen ausgesucht und dem Ritual entsprechend zur Versöhnung des Dämonen langsam zu Tode gequält.

Ein schreckliches Geschick widerfuhr einem schwedischen Missionar, der unter den Nagas zu wirken versucht hatte. Er wurde mit seiner Frau von den Kopfjägern gefangen genommen, weil die Nagas glaubten, die christliche Lehre werde den Unwillen der Nats hervorrufen. Der Missionar selbst mußte Sklavenarbeiten leisten, die über seine Kräfte gingen, während seine Frau in den Zwinger kam. Als der Mann bei der Arbeit vor Erschöpfung zusammenbrach, mußte er Augenzeuge der Opferung seiner eigenen Frau werden!

Die Würde des Dorfältesten ist unter den Nagas erblich. Jeder junge Mann, der zum Dorftyrannen bestimmt ist, wird mit einem Hüftring aus Kupfer, dem Zeichen seiner zukünftigen Würde, das er Zeit seines Lebens nicht ablegen kann, geschmückt. Da die Kopfjagd und der Dämonenkult die einzige Betätigung der männlichen Nagas darstellen, so gewinnen diese braungelben Herren der Schöpfung schon in jungen Jahren eine stattliche Leibesfülle. Der Hüftgürtel weicht nicht den Fettmassen, die sich unter ihm bilden und deshalb zu beiden Seiten über ihn hinausquellen müssen, ein Schauspiel bietend, das einem Europäer Uebelkeit bereiten kann. Im Laufe der Jahre wird der Kupferring von den Fettmassen überwuchert und eingekapselt.

Große Sorgfalt verwenden die Nagas auf den Bau der Grabstätte des Stammesältesten. Ueber der Leiche des Häuptlings wird ein bis zu zwanzig Meter hoher Kegel aus Holz mit einer Strohbedachung errichtet. Die Spitze krönt eine geschnitzte Figur, die den Toten beim Flug in die Geisterwelt darstellen soll. Die ganz auf das Dämonische eingestellte Lehre der Nagas besagt nämlich, daß ein während seiner irdischen Laufbahn gewaltiger Kopfjäger nach seinem Tode zur Belohnung als noch blutdürstigerer Nat in das Dämonenreich einzieht und besonders seine Stammesangehörigen quält. Um dem Herrn den Weg in das Jenseits zu erleichtern, wird ein Teil seiner Frauen und weiblichen Sklaven neben dem Grabmale getötet.

In diese Welt finstersten Aberglaubens platzte unvermutet eine englische Strafexpedition hinein. Nach den Erfolgen der ersten Ueberraschung glaubten die Engländer, mit Diplomatie am meisten erreichen und die Nagas von der Unsinnigkeit ihrer Kopfjägerei und ihres Mädchenschlachtens überzeugen zu können. Der Versuch mißlang. Daraufhin wurde eine Anzahl Männerhäuser und Kultstätten mit den Bildern der Nats durch Artilleriefeuer zerstört. Die Nagas warteten umsonst auf die Rache ihrer Dämonen und waren dann halbwegs bereit, die Menschenopfer aufzugeben. Doch bereitete ihnen der Gedanke, die Nats könnten sich an ihnen nach dem Abzuge der Engländer rächen, schwere Sorgen. Die Einrichtung einer „Dämonenwacht", eines regelmäßigen Patrouillendienstes durch Leichtflugzeuge, die nach Aussage der Engländer die Nats vertreiben sollten, erwies sich in dieser Hinsicht als sehr wirksam. Bedenken der Nagas, ob die Nats nicht doch noch durch Mißernten Vergeltung üben könnten, wurden durch die überraschenden Erfolge moderner Düngemittel und rationeller Feldbestellung, wie sie die Engländer den Eingeborenen beibrachten, zum Teil zerstreut.

Trotzdem kann nicht behauptet werden, daß die Nagas die Einmischung der Weißen und das Verbot der Menschenopfer als einen Fortschritt bezeichnen. Das Aufgeben einer alten Sitte und die Notwendigkeit, Arbeiten zu leisten, die bisher nur den Frauen und Sklaven überlassen wurden, behagte den männlichen Nagas recht wenig. Sie wurden nämlich gleichzeitig gezwungen, ihre Mädchenzwinger aufzulösen und den Frauen, von deren Arbeit die Faulenzer bisher gelebt hatten, die Freiheit zu geben. Ueber die breiten, hübschen Gesichter der Nagamädchen huschte manches ungläubige Lächeln, als ihnen die Engländer verkündeten sie seien frei und brauchten keinen Opfertod mehr zu befürchten.

Manches Mädchen wird mit seinen Zweifeln leider Recht behalten, denn es ist kaum zu erwarten, daß eine Jahrtausende alte Sitte, in einem nur oberflächlich von Weißen beherrschten Land durch eine einzige Strafexpedition restlos ausgerottet werden kann.

Abgesetzte Hauptstädte

Peking — Kalkutta — Petersburg — Konstantinopel.

Von F. L. Dunbar von Kalckreuth.

Mit der Absetzung Pekings als Hauptstadt Chinas ist wieder ein Glanz- und Mittelpunkt der Kultur und des Weltgeschehens zur Geschichtslosigkeit verurteilt worden.

Es hat immer etwas Tragisches bei Menschen wie bei Städten, wenn sie einen lange behaupteten Platz „an der Sonne", verlieren und herabsteigen müssen vom Throne der Bedeutung, um einem verwitweten, verlassenen Dasein anheim zu fallen. Die Geschichte kennt viele solche historisch-bedingten Schicksalsschläge, die den notwendigen Gegensatz zu dem Emporkommen anderer Größen bilden. So mußte Babylon einst seinen Glanz an Susa, dieses an Ktesiphon, dies an Bagdad abgeben; Memphis an Alexandria, dieses an Kairo. Aus Karthagos Steinen wurde als Nachfolgerin Kairuan, die Wüstenstadt, erbaut. Rom verlor seine Würde an Byzanz, Toledo an Madrid. Aber die Geschichte wählt auch wohl den Kreisweg und kehrt wieder dahin zurück, von wo sie ihren Ausgang genommen. Unserer Zeit scheint es indessen vorbehalten, die Nemesis für einige Städte zu spielen, die einst auf Kosten älterer sich zum Brennpunkt ihres Landes erhoben hatten. „Es ändert sich die Zeit, und neues Leben blüht aus den Ruinen."

Das gilt vor allem für die alte, jetzt neue Hauptstadt Chinas. Bis 1409 regierte in Nanking die glänzende Ming-Dynastie. Sie baute um ihre Residenz die größte Mauer, die eine chinesische Stadt besitzt, 22 Meilen lang und 10 Meter hoch. Heute ist der Wald tief in den einstigen Stadtbezirk eingedrungen und die Einwohnerschaft der Millionenstadt auf 350 000 Seelen zurückgegangen. In drei Kilometer Breite fließt der Jangtsekiang durch sie hindurch. An seinem Ufer erheben sich die Hügel mit den alten Kaisergräbern, von denen aus Sunyatsen im Jahre 1911 die Republik verkündet hatte. Jetzt soll Nanking zu neuem geschichtlichen Leben erwachen. Ein halbes Jahrtausend 1409—1928 war Peking die Metropole eines Weltreiches, von den Mandschu-Kaisern zur vorbildlichen Residenz des Himmlischen Hofes ausgebaut. Verlassen liegt heute die Purpurstadt, verwaist sind die Thronsäle, verwildert die Gärten; die goldgeziegelten Paläste gehen dem Verfall entgegen.

Nicht so tragisch ist das Schicksal, das die bisherige Hauptstadt Indiens betroffen hat. War doch Kalkutta noch vor zweihundert Jahren ein kleines Dorf. Dort legte die Ostindische Kompagnie ein Fort an, das nach 50 Jahren bereits zu einer Stadt von 400 000 Einwohnern angewachsen war; heute sind es über anderthalb Millionen. Die Zukunft wird dieser Stadt, welche der größte Hafenplatz Indiens wurde, nichts von ihrer realen Bedeutung nehmen können. Der Hof und die Regierung haben sie allerdings verlassen, um in der uralten Hauptstadt Indiens eine repräsentativere Umgebung zu finden. Als Indraprasta ist von Delhi schon im Mahaberata-Epos die Rede. Von 650 bis 1857 war es ununterbrochen die Residenz wechselnder Dynastien, zuletzt des Groß-Mogals, der es mit märchenhaften Bauten anfüllte. Jetzt will es die englisch-indische Bürokratie zum Symbol der Zentralgewalt in ungeheueren Ausmaßen vor den Toren der alten Stadt neu aufrichten. Die Kosten für diese neue, 50 Quadratmeilen umfassende Stadt gehen in die Millionen. Die breitesten Avenuen der Welt, die herrlichsten Parkanlagen, Sportplätze und Rennbahnen, prächtige Paläste für den Vize-König und seine Regierung sind im Bau, und man erwartet, daß auch die einheimischen Fürsten sich in der neuen Residenz ihre Hoflager errichten werden. Die Inder aber leben dem Grundsatz: „Herrscher kommen, und Herrscher vergehen, wir dienen, aber wir bleiben bestehen."

Auch eine dritte Stadt wurde in ihre alte Würde wieder eingesetzt, dafür aber eine andere, die nicht älter als Kalkutta ist und nur dem Machtspruche eines Fürsten ihr Entstehen verdankte, dem Verfalle preisgegeben: Moskau ist wieder alleinige Hauptstadt Rußlands geworden wie genau vor 600 Jahren (1328). Die Mongolen, die Tataren der Krim (1571), die Polen legten sie in Asche und auch Napoleon ließ sie als rauchende Trümmer zurück. Aber immer ist sie wieder daraus emporgestiegen, denn in Moskau lebt Rußlands Seele wie in Delhi und Nanking der Geist Indiens und Chinas. Deshalb hat hier die Geschichte auch nur altes Unrecht wieder gut gemacht, Willkür durch Folgerichtigkeit ersetzt. Petersburg, das Fenster nach Europa, ist zugemauert worden, aber vom Kreml weht die Rote Fahne weit über Asien.

Anders ist die Absetzung Konstantinopels zu bewerten. „Wer Byzanz beherrscht, beherrscht die Welt", so lautete noch die Ansicht Napoleons, und die Türken selbst nannten es „die Mutter der Welt". Anderthalb Jahrtausende stand hier die Hohe Pforte, durch die wechselseitig westliche und östliche Kultur verkehrte. Als Konstantin der Große unter der Porphyrsäule seines Forums das Palladium Roms eingrub, versenkte er das Schicksal der Welt am Bosporus. Ohne Konstantinopel hätte es keinen Humanismus, keine Renaissance für das Abendland gegeben. Als die Stadt dann ihre kulturelle Aufgabe, die Antike bis an die Schwelle der Neuzeit zu retten, erfüllt hatte und über Nacht durch die Türken wieder zur Hauptstadt eines Weltreiches (ähnlich wie Rom unter den Päpsten) geworden war, da hing von dieser geheimnisvollen Stadt, von ihrem dämonischen Fatum ein weiteres halbes Jahrtausend die Gestaltung zweier Weltteile ab. In unseren Tagen hat auch über sie die Geschichte ihr Machtwort gesprochen und ihr ihren alten Ruhm, Sitz des Großsultanates, des Kalifates und zugleich des griechischen Patriarchentums zu sein, genommen, sie in den Rang einer Provinzstadt zurückgedrängt. Die Türkische Republik verlegte ihren Mittelpunkt nach Asien, um unbeschwert von einer zwar großen aber lästig gewordenen Tradition das altgriechische Ancyra mit Hilfe deutscher Ingenieure als Hauptstadt auszubauen.

So wandert die Geschichte hin und her; und vielleicht erfüllt sich dereinst die alte Weissagung, wonach das Kreuz wieder von der Hagia Sophia leuchten und ein neuer Konstantin ihr neue Blüte bringen wird.

Am Ausguck

Unbekannte Stämme in Südarabien.

Auf dem kürzlich in Oxford abgehaltenen Orientalisten-Kongreß berichtete der Forschungsreisende R. Thomas über einige bisher unbekannte Araberstämme, die von ihm anfangs dieses Jahres in Südarabien aufgefunden wurden und die nach seiner Ansicht mit den Hadoram der Genesis und den von Plinius erwähnten Hadramiten identisch sind. Sie sprechen vier verschiedene Sprachen, die, obgleich offensichtlich zur semitischen Sprachenfamilie gehörend, von den benachbarten Arabern nicht verstanden werden. Eine eigenartige Sitte dieser Völker ist es, daß sich die jungen Frauen einen etwa einen Zentimeter breiten über den ganzen Kopf laufenden Streifen ausrasieren. Die Männer gehen glatt rasiert, bis auf eine kleine „Fliege" am Kinn. Bei den Bestattungsfeierlichkeiten der Qara, eines der neu entdeckten Stämme, werden große Tieropfer gebracht, vor allem zahlreiche Kühe geschlachtet. Sie kennen auch eine Art Gottesurteil, bei welchem dem Verdächtigen ein heißes Eisen auf die Zunge gelegt wird. Für seine Unschuld ist entscheidend, ob er dann noch so viel Speichel hervorbringen kann, um auszuspeien. — Trotz vieler heidnischer Gewohnheiten bekennen sich alle diese Stämme zum Islam. Besonderes Interesse erregten umfangreiche Grabanlagen, die in der Regel aus drei großen behauenen Steinen bestanden. In einen davon waren zuweilen alte sabäische Schriftzeichen eingehauen.

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena.
Druck und Verlag: P. A. Sank, Altena.

Heimat und Ferne

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 38 — Mittwoch, 19. September — 1928

Von Westhofen nach Menden

Die Tageswanderung nimmt ihren Anfang in Westhofen mit der Hauptwanderstrecke 4 des Sauerländischen Gebirgsvereins. Vom Bahnhof aus gehen wir durch die Unterführung, dann durch die Ruhrwelden und über die Ruhrbrücke, jenseits auf einem Feldweg aufwärts zum Dörfchen Garenfeld und dem



Gehöft Steinberg. Hier beginnt der Wald. Zwischen den vereinzelt liegenden Höfen von Lichtenböcken gehts weiter zu dem im Wannebachtal gelegenen Dörflein Tiefendorf. Noch 40 Minuten Ueberwindung von 100 m Höhenunterschied und wir stehen auf dem Schälk (280 m, 2½ Stunden von Westhofen aus). Ein Umweg von 20 Minuten auf der Hauptwanderstrecke 26 südwärts läßt uns die Aussicht vom Humpferturm (292 m) gewinnen. Wer haben hier immerhin einen ganz hübschen Rundblick auf die Ausläufer der sauerländischen Berge im nordwestlichen Zipfel. Nach Schälk zurückgekehrt, bleiben wir noch 10 Minuten auf der Hauptwanderstrecke 4, die hier jedoch schon mit Nr. 26 gleichläuft, um dann endgültig auf letztere Wanderstrecke abzubiegen. Ein meist durch den Wald führender Fahrweg bringt uns über Bürenbruch mehr und mehr abwärts bis ins liebliche Elsebachtal. Drüben führt ein Waldweg wieder mählich aufwärts bis vor das Gehöft Horst. Nun berühren wir auf den abwärts führenden Wald- und Feldwegen die größeren Gehöfte Nordhausen und Schwarzelühr, ehe wir zum Bahnhof Kalthof kommen (gut 2 Stunden vom Schälk aus). Ein kurzes Stück Landstraße bis knapp vor der Köbbingsen-Mühle, dann ein Feldweg aufwärts, und wir sind nach weiteren 40 Minuten im Dorf Sümmern. Feld- und Waldwege wechseln, wenn wir über die Gehöfte von Bixterhausen zu denen von Stübeken (278 m) kommen. Sehr schön ist der Schluß durch die städtischen Waldungen der Waldemei ins Hönnetal und zur Stadt Menden (2 Stunden von Sümmern). Die Gesamtwanderzeit betrug 7 Stunden.

Ueber Fröndenberg kehren wir mit der Bahn heim. Die Blätter Hagen und Iserlohn der Sauerlandkarte 1 : 50 000 des Sauerland-Verlages zu Iserlohn waren uns tagsüber gute Begleiter.

Das Volmetal

Wie gelangt man dorthin? So fragt der wanderlustige Großstädter, wenn er diesen bescheidenen Namen hört. Kein Heldenlied, kein Lied eines Großen verkündet seine herbe, urwüchsige Schönheit. Es schläft den Schlaf der Verborgenheit.

Und doch wurde sein Name schon früh hinaus getragen in weite Welten! Seine Erzeugnisse, im Hammerwerk und in der Hausschmiede gefertigt, hatten Weltruf.

Nun möchte dieses Volmetal, wie es im Vorwort zu dem vom Volmebezirk des S. G. V. herausgegebenen Wegweiser heißt, sich wieder der Welt bekannt machen. Es will sich wenden an den luft- und naturhungrigen Großstädter. Der im werktätigen Leben stehende Mensch bedarf zur Erhaltung und Erneuerung seiner Kräfte mindestens einmal im Jahre der Ausspannung. Wochenendfahrten und Sommerfrischen im Gebirge bieten dazu eine willkommene Gelegenheit. Auch ist das Reisen nicht nur an Frühlings- und Sommerzeit gebunden, nein, jede Jahreszeit hat ihre eigenen Reize.

Deshalb kommt das Volmetal zu dir, du froher Wanderer! Nur einige Stunden ist es von deinem Wohnort, dem dunstigen Industriegebiet entfernt. Hagen heißt sein Einfallstor! Dort besteigst du die Volmetalbahn. Die Volme selbst ist so recht ein Kind des rauhen Sauerlandes. Zwar sucht sie zu vermitteln zwischen den sanfteren Höhen des bergischen Landes und den sturmumtobten Höhen des Ebbegebirges. Doch als echter Westfale kann sie nicht aus ihrer Haut heraus; denn rauh und steil sind die begleitenden Hänge, und der Landmann muß es sich auf dem kargen Boden blutsauer werden lassen. Wild und polternd ist auch der Lauf der Volme. Doch steile Felsenhöhen versperren diesem Wagemut den Weg.

Welch ungeahnte Schönheiten entfalten erst die vielen Seitentäler, die sich von rechts und links zur Volme drängen! Kein lautes Pochen, kein rauchender Schlot stört die Einsamkeit und Keuschheit der Natur. Liebliche Talsperren bieten eine angenehme Abwechslung bei Wanderungen. Von freien Bergesgipfeln kann der Blick schweifen über die wunderbar gestaltete Natur. Alte Hammerwerke, strohgedeckte Bauernhäuser, merkwürdig geformte Haferkästen geben Zeugnis von der altniedersächsischen Bauweise.

Auch die Geschichte ist an diesem Tale nicht spurlos vorübergegangen. Vielhundertjährige Pergamente verkünden seinen Namen. Sachsen und Franken haben um seinen Besitz verbissen gerungen. Der „Salhof Rhade op der Volme" erzählt von den wilden Zeiten vergangener Jahrhunderte, das stille Dorfkirchlein von Kierspe von dem stillen Walten frommer Männer!

Neues Leben, neuer Geist hat auch in diesem engen Tale Einzug gehalten. Es will nicht zurückstehen in dem Streben, Segenspender der Menschheit zu sein. Deshalb bietet es sich auch dem Sport an. Kein großes Stadion, wohl aber kannst du, sportbegeisterter Wanderer auf Rodel und Schneeschuhen über dem glitzernden Schnee zu Tale ziehen!

Die bescheidene Schrift will dem Wanderer zu Hilfe kommen und will ihm Führer und Ratgeber sein bei seiner Wanderung durch das schöne Tal der Volme.

Kleinstadtabend

Die Nachbarn schwatzen vor dem Haus,
das Kreisblatt geht von Hand zu Hand,
der Abend steht in lohem Brand
und glutet müde aus.

Im „Stern" probt ein Gesangverein
„Vom Bodensee bis an den Belt".
Ein schweres Lindenrauschen wellt.
am Pfarrhaus blüht der junge Wein.

Der Brunnen raunt sein dunkles Wort,
und immer tiefer wird die Nacht.
Schon wandert Mondesleuchten sacht
um Lindenrund und Giebelbord.

Ludwig Bäte.

Delikatessen des Herbstes

Wenn man von Delikatessen des Herbstes redet, muß man in der heutigen Zeit wohl mit den Rebhühnern anfangen, obwohl sie in Deutschland in der Vorkriegszeit dort, wo sie häufig waren, oft auch auf der Tafel des Mittelstandes zu finden waren. Die Rebhühnerjagd beginnt Ende August, wenn der Wind über die Stoppeln streicht und die Schonzeit vorüber ist. Man schießt die jungen Rebhühner erst dann, wenn sie „geschildert" haben. Wie die Rebhühner, so pflegt man auch das junge Auerwild im Herbst zu schießen, während die Jagdzeit für den Auerhahn bekanntlich die Balzzeit ist. Auch ihr Fleisch gilt als ein vorzüglicher Leckerbissen.

Verschiedene Delikatessen werden uns im Herbst gleichsam ins Haus gebracht, zumal gewisse Vögel die Gewohnheit haben, auf ihrer Reise in Deutschland Station zu machen, sich selbst bei uns zu mästen und dann wegfangen und braten zu lassen: die Wachteln, die Krammetsvögel, die Ammern und andere Kleinvögel. Die Wachtel wird freilich nur noch gelegentlich bei der Rebhühnerjagd mitgeschossen Im übrigen hat der Wachtelfang in Deutschland nie die Rolle gespielt wie auf den südlichen Halbinseln Europas. Der eigentliche Krammetsvogel ist die Wacholderdrossel, die im Oktober bei uns eintrifft und besonders die scharlachroten Früchte der Eberesche, die sogenannten Vogelbeeren oder Quitschen, und die blauen Wacholderbeeren frißt. Diesen gewürzhaften Beeren dankt der Vogel seinen Ruf und seine ausgezeichneten Eigenschaften.

Im September beginnt auch die Austernsaison In den Monaten ohne „R" sind die Austern nicht nur dem raschen Verderben ausgesetzt, sondern auch ungesund, unschmackhaft und mager. Dagegen verlassen uns dann die Krebse, die umgekehrt in den Monaten ohne „R" am besten sind. Natürlich liegt es nicht an dem „R", daß die Austern jetzt wiederkommen, sondern einfach daran, daß die Laichzeit dieser Tiere in die Sommermonate fällt.

Es gibt viele ausgezeichnete Fische, mit denen es sich ähnlich verhält, und die daher im Herbst ihren triumphierenden Einzug auf unserer Tafel halten. So ist es auch bekannt, daß die Karpfen vom Oktober bis zum April am besten sind. Der Hecht entfaltet seine Vorzüge vom September bis Ende Januar; Schleie kann man das ganze Jahr über essen, nur im Mai, Juni und Juli nicht. Das hängt ebenfalls mit der Laichzeit dieser Fische zusammen.

Im Herbst pflegen die Freuden der Tafel ihren Höhepunkt zu erreichen. Die Erzeugnisse des Schlacht- und Viehhofes sind jetzt erster Güte. Dazu gesellt sich nun das Wildbret. Die Jagd hat ihren Anfang genommen, und diejenigen, die es sich leisten können, sind gleichsam ins Mittelalter zurückgekehrt, wo das Schlachtvieh gegen das Hochwild ganz zurücktrat und die höheren Stände, wenn sie etwas gediegenes haben wollten, nicht etwa die Rindslende, oder die Hammelkeule, sondern die Wildschweinskeule und einen Hirschrücken wählten. Die grünen Gemüse sind zwar im Herbst teilweise verschwunden, aber abgesehen davon, daß man die meisten das ganze Jahr hindurch aus dem Auslande haben kann und daß die Konserven da sind, gibt es für die abgehenden höchst preiswürdige Vertreter, zum Beispiel die Schwarzwurzel für den Spargel. Am Ende der Jahreszeit winkt, angekündigt durch das Sparferkel, das Tier, vor dem Grimod de la Reniere, so oft es ihm begegnete, den Hut abnahm: das Schwein.

Nicht zu vergessen ist endlich die Gans, der „komische Vogel", wie Fritz Reuter ihn in sei-

ner „humorvoll“ zweite nennt, zur einen zu viel und für zwei nicht recht genug. Der November ist der rechte Monat, um sich von ihrem Wohlgeschmack zu überzeugen. Unter den Truthühnern sind ebenfalls die von der Frühjahrsbrut im darauffolgenden Herbst die besten. Die Saison für die Puten beginnt wie bei dem übrigen Geflügel im September, ihre Glanzzeit ist Dezember, weshalb auch dieser nordamerikanische Vogel in England zu Weihnachten den Schweinerücken, in Frankreich die Martinsgans verdrängt hat.

Sicherung der Felseninsel Helgoland

Gegen Ende dieses Monats wird, falls nicht ungewöhnliche Sturmfluten die Arbeit unterbrechen, der Bau einer etwa 300 m langen Schutzmauer auf der Nordostseite der Insel Helgoland fertiggestellt werden. Damit ist ein weiterer Schritt zur endgültigen Sicherung der gesamten Insel getan. Bereits in den Jahren vor dem Kriege wurde auf der Südwestseite der Insel eine etwa 970 m lange Schutzmauer erbaut, die verhüten soll, daß die infolge der Angriffe des Meeres und des Wetters vom Felsmassiv abstürzenden Massen vom Meere zerrieben und fortgetragen werden, so daß sich im Laufe der Zeit anstelle der jetzigen Steilwand eine Böschung ausbilden kann, wie sie ohne menschliches Zutun zwischen Oberland und Unterland entstanden ist.

Im Jahre 1925 erst konnten die Arbeiten zur Weiterführung und Vollendung der Südwestmauer, der sog. Preußenmauer, nach Bereitstellung der erforderlichen Mittel wieder aufgenommen werden. Ende 1927 waren weitere 400 m Mauer, die den gefährdetsten Teil der Insel auf der Südwestseite decken, mit einem Kostenaufwande von etwa 1,4 Millionen Mark fertiggestellt. Damit war nach Ausführung einiger ergänzenden Arbeiten die Sicherung der Südwestseite zu einem vorläufigen Abschluß gebracht.

Mit Rücksicht auf die Felsabstürze an der Nordostseite der Insel erschien es erforderlich, nunmehr den Fuß des Felsens an dieser Stelle zu sichern, zumal hier auf dem Oberlande Häuser und Gärten fast unmittelbar an den Steilabfall heranreichen.

Wie die preußische landwirtschaftliche Verwaltung, zu deren Geschäftsbereich der Schutz der Küsten gehört, dem Amtlichen Preußischen Pressedienst mitteilt, wurde mit den vorbereitenden Arbeiten im vorigen Jahre, mit den eigentlichen Bauarbeiten Ende Mai d. J. begonnen. Die Arbeiten sind programmäßig fortgeschritten, so daß nunmehr auch dieser Teil der Insel in Kürze wie die Südwestseite gesichert sein wird. Die Kosten der neuen, etwa 300 m langen Mauer werden sich voraussichtlich auf rd. 1 Million Mark belaufen.

Wenn auch auf diese Weise für die nächste Zeit Abbrüche nicht restlos verhindert werden können, so bleiben doch die abstürzenden Massen der Insel erhalten, so daß sich auch hier eine Böschung wie zwischen Oberland und Unterland ausbilden kann.

Die steinerne Wüste

Ein sibirisches Erlebnis

von Joseph M. Velter.

Zwei Tage waren wir nach einer ergebnislosen Bärenjagd in einer kleinen Burjätensiedlung tief in den Baikalbergen geblieben und hatten uns von den Mühen und Anstrengungen der letzten Tage erholt, dann machten wir uns auf den Heimweg. Eine lange und böse Tagewanderung durch das Gebirge zum Baikal lag vor uns.

Mein lieber Freund Jmquill war in einer niederträchtigen Laune. Er schimpfte in den gemeinsten Verbrecherdialekten der Welt, fluchte über dieses vermaledeite Sibirien, über die vom Scheitan selbst in seiner höllischsten Wut erschaffenen Berge vor uns, ließ an mir und an sich als Jäger kein gutes Haar und schwur, die beiden braven Hunde, die nur zum Fressen gut seien und nicht einmal ein Bärenlager finden könnten, wenn man nicht gerade ihre Schnauzen hinein stieße, bei lebendigem Leibe am Spieß zu braten, wenn wir überhaupt noch einmal unser Blockhaus am Baikal erreichen würden, was zu bezweifeln er sich ergebenst erlaube. Kurz und gut, es war kein vernünftiges Wort mit ihm zu reden.

Nach zwei Stunden schon, als wir die niedrigen Höhenzüge hinter uns gelassen hatten, hörte jeder Baumwuchs auf. Wir quälten uns durch meterhohen, an manchen Stellen zu kleinen Bergen zusammen gewehten Schnee. Rechts von uns, wo der Wind die kahlen Felswände eines Berghanges traf und über die grauen Flächen fuhr, war aller Schnee fort geweht, und die nackten Felsen, von meilenweit sich dehnendem Geröll umgeben, sahen eisig und drohend herauf. Hoch oben über die Grate pfiff der Wind. Noch waren wir in Deckung. Wie würde es werden, wenn wir den Kamm erreichten?

Die Hunde, die erst in langen Sätzen vorausgejagt waren, trotteten nun hinter uns her. Zu jagen gab es nichts mehr. Kein Baum, kein Strauch, kein einziger Grashalm, nur Geröll, Steine, und nochmals Steine. Diese Baikalberge mit ihren fast stets von Wolken verhängten, abgerundeten Gipfeln, den öden, endlosen Tälern voller Geröll und Schutt, den kahlen Schluchten und dem ewigen Schweigen sind das Trostloseste, Niederdrückendste, das man sich denken kann. Wehe dem Wanderer, der sich im Winter hier verirrt. Er ist rettungslos dem Tode durch Erfrieren preis gegeben.

Eben drängte sich mir dieser Gedanke auf, als Jmquill hervor stieß: „Wenn wir uns nur nicht in diesen dreimal verfluchten Bergen verirren. Der einzige Trost ist, daß sich wenigstens kein Mensch beim Anblick unserer Kadaver entsetzt, denn solche Idioten, die hierher kommen, solche Esel müssen eigens aus Europa importiert werden.“

Ich gab ihm keine Antwort. Wozu auch? Die Richtung würden wir nicht verlieren.

Eine weitere Stunde verrann. Keuchend kämpften wir uns durch das Geröll. Von Zeit zu Zeit lockerte sich ein Stein und stürzte abwärts, erst langsam, dann in riesigen Sprüngen, um schließlich andere Blöcke, diese wieder andere mit zu reißen, bis ein Teil des Berges in Bewegung geraten zu sein schien, der donnernd ins Tal stürzte. Von den Wänden schallte das Echo lang nachhallend wie ein grausiges Gelächter herauf.

Endlich war die Höhe erreicht. Schneidend sprang uns der eisige Wind ins Gesicht, schlug durch die Mäntel und Kleider, daß wir schweißnaß, wie wir waren, erschauerten. Die Kälte schnürte die Brust zusammen. Im Augenblick waren die Kleider klebrig und gefroren.

Hier hatte der fast ununterbrochen pfeifende Wind die Felswände abgescheuert und blank gefegt. Der Blick ins Tal war noch trostloser als vorher. Ringsum, soweit das Auge sah, Berg an Berg, Oede, Fels und Schnee, und darüber der graue Himmel.

Gegen Mittag wuchs der Wind zu wildem Brausen. Ueber die Kämme, über alle Felsen Vorsprünge und Grate piff es. Schneidend und hell klang es von allen Seiten her. Die Kälte zog schärfer an. Unsere Gesichter waren blau erstarrt und gefühllos. Mit hängenden Köpfen schlichen die Laikis hinter uns her.

Von Stunde zu Stunde nahm die Kälte zu. Der Himmel wurde merkwürdig verfärbt. Was ich schon lange befürchtet hatte, der Barguſin kam, der fürchterliche Sturm der Baikalberge. Heulend fuhr er heran, das Pfeifen des Windes wurde zu einem gellenden, schrillen lang gezogenen Laut, der nicht mehr abriß. Dann sprang mit einem Schlage der Orkan uns gegen die Brust, daß wir taumelten.

Es ging gegen vier Uhr. In längstens zwei Stunden mußten wir unser Blockhaus erreicht haben. Meine Hoffnung, daß es gelingen würde, sank immer tiefer. Nun stürzten wir mehr, als wir gingen, den Steilabhang hinab, unter einem irrsinnigen Schreien und Pfeifen des Sturmes, stöhnend unter der Schwierigkeit, in der eisig gepreßten Luft zu atmen. Unsere Augen tränten und waren wie erfroren. Ein dumpfer Druck schien sie zusammenzupressen; die unteren Lider waren geschwollen, aber kein Schmerzgefühl kam mehr auf.

Die Felle unserer langhaarigen Laikis flogen und flatterten. Endlich erreichten wir die Talsohle. Hier war es windstill. Erst hatten wir das Gefühl, als ob es wärmer sei, aber bald schüttelte uns die Kälte von neuem. Wir tranken ein paar Schlucke Schnaps, aßen etwas, gaben den Hunden ein paar gefrorene Fleischbrocken, dann ging es weiter.

Ueber das Tal hin jagte der Barguſin, der schreckliche Herr dieser Berge und des Baikal, daß Gipfel und Schluchten sangen. Wir waren müde zum Umsinken. Wenn wir uns wenigstens eine Stunde hinlegen könnten! Aber das wäre Selbstmord gewesen. Trotz der hier herrschenden Windstille biß die Kälte wieder unerbittlich. Und es geht mit dem Erfrieren verflucht rasch. Wir hatten es selbst miterlebt, als wir im vergangenen Winter noch in den Saianbergen weilten. Dort waren in einer einzigen Nacht drei Wachtkosaken an der mongolischen Grenze erfroren, obwohl die Posten halbstündlich abgelöst wurden.

Also wieder vorwärts! Nur noch ein verhältnismäßig harmloser Bergrücken war zu überwinden. Und den kannten wir noch obendrein von früheren Streifen.

Tatsächlich kletterten wir in kaum anderthalb Stunden hinüber, mehr tot als lebendig.

Eine grenzenlose, stumpfe Müdigkeit packte mich. Da — war ich eingedämmert im Gehen oder hatte ich in dem Gefühl, bald zu Hause zu sein, alle Vorsicht außer acht gelassen — stolperte ich, stürzte und fiel einen schrägen Steinhang hinab. Als Jmquill mich erreichte, vermochte ich trotz seiner Hilfe nicht mehr aufzustehen. Mein rechter Fuß schmerzte fürchterlich im Gelenk.

Länger als sechs Wochen lag ich auf meinen Fellen im Blockhaus, sechs Wochen, an die ich trotz der rührenden und aufopfernden Pflege Jmquills nur mit Grausen zurückdenke. Inzwischen war der Sommer gekommen. Endlich! Nun ging es an die Lena!

Der Talisman der Goldsmits

Von Hanns H. Roessink.

Es war an einem nebligen Londoner Oktobernachmittag des Jahres 1799, als der alte Herr Goldsmith, Gründer und Senior des Bankhauses Goldsmith und Comp., beim Schimmer der Lampe in seinem Privatbüro zurückblieb, während die Angestellten allmählich die Foliantен zuklappten und heimwärts strebten.

Goldsmith und Comp. gehörten damals zu den angesehensten Bankiers Londons, was dem Hause eine um so kräftigere Stellung gab, als die englische Regierung sich häufig in Geldnot befand. Es war die Zeit der Koalitionskriege gegen das revolutionäre Frankreich; England war die Stelle des Widerstandes, und im Laufe des letzten Sommers hatten englische und russische Truppen einen Einfall in das von den Franzosen überwältigte Holland gemacht. Sehr glücklich waren die Kriegsverrichtungen nicht vonstatten gegangen; die Truppen klebten im äußersten Norden an den Küsten, litten unter Witterung und Mangel; seit Wochen war der Sold nicht mehr pünktlich bezahlt worden, so daß die Stimmung unter den Söldnern und damit die Schlagfertigkeit sehr herabgedrückt war. In dieser Lage war der Lord-Schatzkanzler an das Bankhaus Goldsmith zwecks Abschluß eines Kredites herangetreten.

Heute waren die Verhandlungen zum Abschluß gebracht worden. Das Bankhaus verpflichtete sich, eine sehr bedeutende Goldladung zu Schiff nach Hamburg zu verfrachten, wo sie vom Generalzahlmeister des Heeres übernommen werden sollte. Es war eine Transaktion, die die Finanzen der Goldsmiths aufs äußerste anspannte, weil wegen des Krieges und des hohen Wertes der Ladung eine Versicherung unmöglich war; doch die notgedrungen eingeräumten glänzenden Bedingungen der Regierung gaben den Ausschlag.

Die Karossen der Beamten waren davongerollt, die Angestellten waren gegangen, der alte Goldsmith saß allein. Er stützte das Kinn in die Hand, lehnte sich in seinen Sessel zurück. Das war ein Geschäft gewesen heute! Das war die Krönung seines Lebens!

Der alte Bankier ließ es im Geiste vorüberziehen. Reichtum und Glück hatte es ihm gebracht, dank seiner Tüchtigkeit.

Er lächelte. Nun ja, dank wessen sonst? Etwa des Briefes von damals, des versiegelten Päckchens?

Narrheit!

Der alte Goldsmith lachte, tief, ruhig, überlegen. Hohl warf das leere Haus das Echo zurück. Mit einem Anflug von Aerger ergriff der Bankier eine Importe und entzündete sie, umständlich kunstgerecht. Gedankenvoll sah er den blauen Ringen nach, bis sie sich im Halbdunkel des Zimmers verloren.

Hm! Merkwürdig war es doch gewesen, damals. Ein Nachmittag wie heute, nur etwas früher. Goldsmith sah den Besucher im Geiste wieder, wie er an jenem Tage vor ihm gestanden hatte: alt, hager, mit stechenden Augen und in exotischer Kleidung. Und er hörte wieder die eindringliche Stimme und das seltsame, gebrochene Englisch:

„Dieser Umschlag enthält etwas, das für mich von großem Wert ist. Jedem Anderen jedoch kann die Kenntnis nur schaden. Nehmen Sie dies Päckchen sorgsam in Verwahrung, lassen Sie die Siegel unverletzt, — Glück und Wohlfahrt wird Ihr Lohn sein. Zerbrechen Sie jedoch die Siegel, so werden Sie aus dem Inhalt nichts lernen, und Unglück wird Sie treffen.“

Verwundert hatte der Bankier das verschnürte und versiegelte Päckchen betrachtet, es mechanisch in den Händen gedreht . . . hatte dann nähere Erklärung erbitten wollen. Als er jedoch aufblickte, war der Fremde verschwunden. Er rief den Diener, der im Vorzimmer stand: Ja, der Herr sei soeben hinausgegangen. Er schickte die Lehrlinge hinterher. Vergeblich; es war, als hätte die Straße ihn verschluckt. Nie hatte er ihn wiedergesehen, nur das Päckchen war in seinen Händen geblieben.

Mit einer gewissen Scheu hatte er damals den Brief in eins der geheimsten Fächer des Geldschrankes gelegt, entschlossen, ihn sorgfältig aufzubewahren, und überzeugt, daß er eines Tages wieder abgeholt werden würde. Das war nie geschehen, doch die Glücksprophezeiung des Fremden hatte sich bewahrheitet.

Der alte Goldsmith lächelte; es war wie gutmütiger Spott über sich selber. Wie lange war das nun schon her, daß diese alberne Geschichte sich zugetragen? Ob das Geheimfach seinen seltsamen Inhalt noch barg? Oder hatte der geheimnisvolle Kunde sich sein Eigentum schon wieder ebenso behende zurückgeholt, wie er es ihm damals in die Hände gegaukelt hatte?

Er trat an den schweren, feuersicheren Schrank und vollführte die umständliche Oeffnung des Faches. Da lag das versiegelte Ding vor ihm. Genau so, wie er es damals erhalten hatte. Spuk? I wo, die Sache war so nüchtern, wie sie sein konnte.

Goldsmith nahm den Umschlag und ging zu seinem Sessel zurück. Er wog den Brief in den Händen, betrachtet die Siegel, die fremdländische Buchstaben unter zwei verschlungenen Händen darstellten.

Ob man den Wisch jetzt öffnete? Dreißig Jahre lag das Ding im Schrank, ohne daß es abgeholt war; seine Verpflichtung war also längst verjährt.

„Aufbewahren kann man es ja trotzdem weiter“, sagte er leise vor sich hin, „ich will aber wenigstens wissen, was ich da aufbewahre.“

Er nahm eine Schere vom Tisch. Sie entglitt seiner Hand und fiel klirrend auf den Boden.

Das Geräusch, doppelt laut in dem leeren Hause, ließ seine Hand zögern. Er sah sich scheu um. Ein plötzliches Gefühl des Unwohlseins befiel ihn.

„Ich will gehen“, murmelte er vor sich hin, „es ist schon spät“. Gleich darauf schalt er sich einen sentimentalen Narren. Entschlossen ergriff er die Schere, zerschnitt die Fäden und riß die Siegel ab.

Nichts von dem, was er erwartet hatte! Kein Geld, keine Juwelen, keine politischen Dokumente. Nur ein dicker Bogen Pergament, auf dem neben geometrischen Zeichnungen eine Anzahl Buchstaben standen. Sie gehörten derselben Schrift an, wie diejenigen auf dem Siegel; soweit er beurteilen konnte war es arabisch.

Müde legte Geldsmith das Dokument auf den Schreibtisch und blickte sinnend auf die seltsamen Zeichen. Sein Kopf wurde ihm schwer, das Gefühl der Schwäche kam zurück; er sah sich im Zimmer um und es war ihm, als ob die Dinge rings um ihn etwas Unwesenhaftes annähmen. Schatten fielen aus dem Nebel draußen; nur die kleine Lampe warf einen trüben Schein durch das gespenstische Dunkel.

Da traf ein knarrendes Geräusch das Ohr des Grübelnden.

Der Alte zuckte zusammen. Er wagte nicht aufzublicken, aber eine Kraft, die stärker war als er, zwang seinen Blick in die Richtung zur Tür.

Dort stand, im Halbdunkel, alt hager, mit stechenden Augen und in exotischer Kleidung, der Fremde. Entsetzen zwang den Körper des alten Goldsmith erst jäh in die Höhe, dann lähmte es ihn. Die Hände in Abwehr vorgestreckt, die Augen geweitet vor Angst, mit heftigem Zittern, ja Schlottern der Knie, starrte er die Erscheinung an wie ein Gespenst.

War es nicht wirklich ein Geist?

Langsam, ohne ein Wort zu sprechen, hob der Fremde die Rechte bis zu Schulterhöhe empor und streckte sie vor mit gekrümmten Fingern, daß sie wie die Kralle eines Raubtieres erschien. Ein grausames Lachen verzerrte die Züge, die Augen funkelten, und langsam, Schritt um Schritt, kam er schleichend wie ein Panther auf den anderen zu.

Betäubt vor sinnloser Angst stand der alte Mann, hoch aufgerichtet . . . ein Zucken lief ihm durch den Leib . . . es war, als ob er sprechen, schreien wollte . . . dann sank sein Körper, als hätte ein Blitz ihn gefällt, in den krachenden Sessel zurück. Nacht legte sich auf das eben noch so wache Bewußtsein . . . .

Spät am Abend, als man sich über das Ausbleiben des alten Goldsmith zu ängstigen begann, fanden ihn seine Söhne im Sessel hängend. Ein Herzschlag hatte seinem Leben ein Ende gemacht. Vor ihm lag das geöffnete Päckchen. Das Dokument war verschwunden.

Vierzehn Tage später segelte die „Lutine“ die Themse abwärts der Nordsee zu. Sie hat ihren Bestimmungshafen, Hamburg, nie erreicht. An der Küste Hollands, auf der Höhe von Terschelling, ist sie im Sturm vergangen. Die Bemannung ertrank, das Gold versank.

Das Bankhaus Goldsmith u. Comp. hat sich von diesem Schlag nicht erholt. Seine Glanzzeit war vorüber; ein neuer Stern ging auf in der Londoner City: Rothschild.

Bei Terschelling aber schlummert noch heute das Wrack der „Lutine“ mit dem roten Golde auf dem Grunde der wilden Nordsee.

Moderne Mekkafahrt

Von Ludwig Haßlinger-London.

Der mohammedanische Ehrentitel Hadschi, der nur denjenigen Gläubigen zusteht, die mindestens einmal in ihrem Leben die Pilgerfahrt nach Mekka vollbrachten, hat in unserer Zeit modernen Verkehrswesens manches von seinem Glanze eingebüßt. Denn die Fahrt ist um viele ihrer früheren Schrecken ärmer geworden, und wer unter den Pilgern über einige Mittel verfügt, der braucht von seiner Heimat bis zu den Toren der heiligen Stadt kaum einen Schritt zu tun.

Bis Dschidda, dem mächtig aufblühenden Haupthafen des Hedschas, bringen Dampfer europäischer Linien die Pilger. Die Stadt ist der Sitz der Konsulate, Umschlaghafen für den gesamten Außenhandel des Landes und Sammelplatz für neunzig Prozent aller Mekkafahrer. Dschidda bemüht sich, modern zu werden, doch überall prallen die Gegensätze der alten und neuen Zeit hart aufeinander. Kraftwagen jagen durch die winkeligen Gassen der Altstadt, biedere Maskatesel tragen ihre Lasten wie vor einem Jahrtausend, und der Hedschapolizist versucht den wimmelnden Verkehr zu regeln, kümmert sich aber noch weit mehr um die strikte Einhaltung der von der Regierung angeordneten Gebetsstunde. Brüllend rennt er vor Sonnenuntergang durch die Gassen, schwingt seinen geflochtenen langen Stock und treibt Kaffeehausbesucher und Wirte, Bazarkunden und Kaufleute unbarmherzig in die Moscheen. Dschidda ist eben eine fromme Stadt, muß es schon mit Rücksicht auf die jährlich hier durchkommenden hunderttausend Pilger sein, denn jeder dieser Gläubigen zahlt eine Einreisegebühr von rund 25 Mark, und für zweieinhalb Millionen im Jahr kann man schon etwas häufiger in die Moscheen gehen, als es sonst üblich ist.

Von Dschidda aus gelangt der Pilger, dem eine Autofahrt von 50 Kilometern an Stelle eines Fußmarsches 30 Mark wert ist, im Omnibus durch die Wüste nach Mekka. Jeder dieser Kraftwagen soll zwölf Mann fassen, doch die Araber sind als gute Kaufleute bekannt und pressen zwanzig Menschen mit ihrem ganzen Gepäck in die Wagen hinein.

Vor den Toren der Stadt beginnt unvermittelt die Wüste. Eine Straße kennt das Land nicht, aber die breiten Doppelreifen der Kraftwagen haben einen harten Weg durch den Sand gewalzt. Das Auto schaukelt durch tiefe [illegible], über hohe Sandwellen, und die unbarmherzigen Stöße der überlasteten Federn bringen die Eingeweide der von Hitze, Schweiß, Staub und Raumbeschränkung gequälten Pilger vollends aus dem Gleichgewicht.

Doch die Anwärter auf den Hadschititel tragen die Unannehmlichkeiten der Fahrt mit orientalischer Ruhe und trösten sich mit dem Los der zehnmal unglücklicheren Fußgänger, die den Staub der Wagen schlucken. Dreißig Mark sind ein Vermögen für manchen, dem schon die Einreisegebühr in Dschidda den mageren Beutel fast geleert hat, und deshalb zieht ein großer Teil der Pilger auch heute noch wie vor einem Jahrtausend zu Fuß nach Mekka. Ein Greis im weißen Bart schleppt sich mühsam durch den Wüstensand; ein Trupp Neger aus Dar Fur stapft teilnahmslos dahin, jeder Dritte von ihnen eine Petroleumkanne mit dem kostbaren, lauwarmen Trinkwasser auf dem Wollschädel schaukelnd; Beduinenweiber keuchen wie die Lastesel bepackt, den vor Hitze halbtoten, braungebrannten Sprößling auf dem Rücken tragend, hinter ihren nur mühsam die stolze gleichmütige Ruhe wahrenden Eheherrn her, und schlaffe Arme versuchen umsonst den Kraftwagen aufzuhalten, einen Schluck Wasser zu erbetteln. Achtlos um das Unglück seiner Mitmenschen hastet jeder dem Ziel entgegen, zu dem ihn sein Glaube zieht. Menschenskelette zwischen bleichenden Kamel- und Eselgerippen zeugen vom Pilgerelend und von seiner den Christen unverständlichen Herzlosigkeit.

Selbst die Kraftwagen brauchen einen Tag, um den Weg durch die Wüste zurückzulegen. Endlich tauchen am Abend hinter weißen Sanddünen die Hügel auf, die Mekkas Nähe verraten. Vor der heiligen Stadt laden die Kraftwagen die gepeinigten Reisenden ab, um sie der Polizei zu übergeben, die hier nochmals strenge Kontrolle ausübt, damit kein Ungläubiger den Boden der Stadt des Propheten betritt.

Trotz aller Kraftwagen, die heute in Mekka verkehren, hält weder die Stadt, die allein von den Pilgern lebt, noch der Vizekönig, der seine Einkünfte aus dem Besuch der heiligen Stätten bezieht, es für nötig, den Ort mit Pflaster zu versehen. So sind die Straßen mit ihrem lärmenden Verkehr, ihren Tausenden von Kamelen und ihren Autos ein einziger stinkender, von Unrat erfüllter Morast.

Die amtlichen Quartieranweiser, die jeden Pilgertrupp in Empfang nehmen, verteilen die Neuankommenden nach Gutdünken, oft auch nach der Größe des Bakschischs, in die meist schmutzigen Unterkünfte. Glücklich sind in dieser Beziehung die Gläubigen französischer Staatsangehörigkeit, denn sie haben Anspruch auf Unterbringung in der auf Kosten Frankreichs errichteten und unterhaltenen großen „Hotellerie de France“. Dieses oberhalb von Mesdschid el Haram, der Heiligen Moschee, sich erhebende Riesengebäude ist der Stolz des „modernen“ Mekkas. Es enthält eine große Zahl sauberer Einzelzimmer mit fließendem Wasser, Bädern, Speiseräumen und allen anderen Bequemlichkeiten. Der Pilger aus Tunis oder Algier braucht sich nicht wie seine nichtfranzösischen Glaubensgenossen auf der Straße zwischen stinkenden Hundekadavern um einen Becher Trinkwasser aus der alten Wasserleitung Harun al Raschids zu schlagen oder sein Essen aus schmutzigen von Hammelfett klebenden Garküchen zu holen. Es ist aber nicht Menschenliebe, die Frankreich zum Bau des Unterkunftshauses veranlaßte, sondern reine Berechnung. Denn jeder Mohammedaner, der aus Mekka zurückkehrt, ist des Lobes voll über die Fürsorge seiner vielleicht vorher gehaßten weißen Herren.

Die Kopfjäger von Assam

Männerklub, Mädchenopfer, Hüftenringe und Dämonenwacht.

Von Dr. A. Diez-Langhammer.

Im Nordosten der indischen Provinz Assam liegen die Nagaberge, die Heimat der letzten Kopfjäger des britischen Kolonialreiches. Mögen auch noch in anderen englischen Besitzungen, so in Neu-Guinea und auf den Salomonen, Kannibalen hausen, so sind doch die Nagas in Assam heute die einzigen, denen ihr Götzenkult die Jagd nach den Schädeln ihrer Feinde, nötigenfalls die Opferung ihrer eigenen Frauen und Mädchen vorschreibt.

Die Engländer hatten sich bisher wenig um die in den unzulänglichen Bergen lebenden Nagas gekümmert. Eine Kopfjagd in kultiviertere Teile der Provinz machte aber kürzlich die Entsendung einer Strafexpedition notwendig. Diese brachte die ersten näheren Kenntnisse und photographischen Aufnahmen aus dem Kopfjägerland zurück. Die Zustände die von den Engländern unter den Nagas angetroffen wurden, übertrafen an Grauenhaftem alles bisher Bekannte.

Aehnlich vielen anderen mongolischen Stämmen fröhnen die Nagas einem Dämonenkult, der hier jedoch unvergleichlich schrecklicher ist: sie glauben, die Gunst ihrer „Nats“ (der bösen Geister) sei nur durch Menschenopfer zu erringen. So sind ihre Kopfjagden, Mädchenmorde und Grausamkeiten keine freiwilligen Handlungen, sondern der Ausfluß einer entsetzlichen Angst vor den Dämonen. Die Nagas glauben, daß ein Nat, der sich vernachlässigt oder bei Opfern übergangen fühlt, dem ganzen Stamm Krankheiten, Mißernten oder völlige Vernichtung als Strafe bringen kann.

Die Kultstätte der Nagas ist der Männerklub, die beste und geräumigste Hütte im ganzen Dorfe, die nur von der männlichen Bevölkerung betreten werden darf. Jedes weibliche Wesen, das durch Zufall oder mit Absicht in die verbotene Hütte eindringt oder den Beratungen der Männer lauscht, wird den Nats zum Opfer gebracht. Die Festlegung der Feldzugspläne für die nächste Kopfjagd, die Auswahl der Opfer aus dem eigenen Stamm und die Bestimmung des Zeitpunktes für die